

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

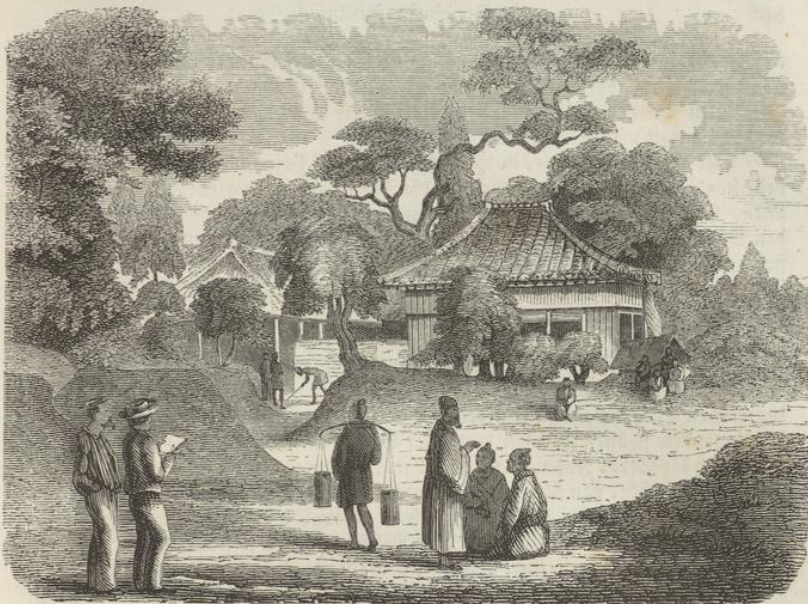
Die Nippon-Fahrer oder das wiedererschlossene Japan

Steger, Friedrich Johann Heinrich Karl Wilhelm

Leipzig, 1861

I. Die Liukiu-Inseln

[urn:nbn:de:bsz:31-260603](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-260603)



Kungwa (Herberge) bei Onna.

I.

Die Liukiu-Inseln.

Groß-Liukiu. — Schönheit der Landschaft und des Meeres. — Ein christlicher Glaubensbote. — Der Regent der Inseln besucht die Schiffe. — Der Hafen Naya und die Hauptstadt Schudy. — Reise durch einen Theil der Insel. — Bewachungssystem. — Felsengräber und eine alte Festung. — Barrowsbai. — Kungwas und Brücken. — Gegenbesuch Perry's beim Regenten. — Das Gastmahl im Schlosse. — Perry trägt über die japanische Abgeschlossenheit den Sieg davon. — Fahrt nach der Bonin-Gruppe. — Ein Todesfall an Bord.

Nachdem Jahrhunderte hindurch die verschiedensten seefahrenden Völker vergebens versucht hatten, mit Japan in nähern Verkehr zu treten, langte Ende Mai 1853 Commodore Perry mit seinem Geschwader an den zu Japan gehörigen Liukiu-Inseln an. Er hatte es sich als Hauptaufgabe seiner Sendung gesetzt, die ehernen Schranken zu brechen, welche eine ebenso schlaue als zähe Politik um das Inselreich gezogen und welche es bisher viel wirksamer von allem Einfluß von

außen abgesperrt hatten, als die vielgepriesene Miesenmauer solches mit dem benachbarten China vermocht. Es kam auf einen Versuch an, ob man zunächst auf den Liukiu die Grundsähe zur Geltung bringen könnte, die im Verkehr der Völker der Neuzeit maßgebend sind.

Der Hafen von Napa, in welchem die Schiffe Perry's sich befanden, war der bedeutendste der ganzen Gruppe und die Insel, zu der er gehört, die größte von allen. Sie wird daher als Groß-Liukiu bezeichnet. Die Aussicht, die man von den Schiffen hatte, war entzückend. Das Ufer war hügelig und prangte im frischesten Grün. Weiter landeinwärts ragten höhere Berge empor, hier und da von Felsen und Klippen unterbrochen, welche vulkanischen Kräften ihr Dasein zu verdanken schienen. Der Kamm dieser Berge war mit Nadelholz bekleidet, während an den Hängen Gärten und Kornfelder abwärts zogen. Gegen Norden erreichten die Berge ihre höchste Höhe und endeten am Ufer in zwei Vorgebirgen, hinter denen man tiefe Buchten vermuthen mußte. Der Pflanzenwuchs machte einen eigenthümlichen Eindruck, denn er vereinigte die kräftige Frische einer englischen Landschaft mit den schönen Formen tropischer Gegenden. Im Hintergrunde der Bucht zeigte sich die Stadt Napa, von den Hügeln schimmerten weiße Flecken, in denen man später Gräber von Kalkstein erkannte.

Fiel der Blick auf das Meer unten, so wurde er noch mehr gefesselt als durch die Schönheit der Landschaft. Das Wasser war von so wunderbarer Klarheit, daß man bis auf den tiefsten Grund sehen konnte, auf dem Korallenfelsen ihre Wunder entfalteten. Wurde ein Boot auf dieses durchsichtige Element ausgesetzt, so hatte die Mannschaft das Gefühl, als schwebte sie über den Gipfeln eines Waldes in der Luft. Die Aehnlichkeit der blauen, violetten, blaßgrünen, gelben und weißen Korallenbildungen mit Bäumen, die der Herbst mit manchfaltigen Farben ausgestattet hat, war wirklich täuschend. Sie traten einander so nahe, daß nur schmale leere Zwischenräume blieben, und jede Korallengruppe bildete Grotten, in denen es von kleinen Fischen wimmelte. Man sah die letztern pfeilgeschwind hin- und herschießen. Einige waren blau wie Lapislazuli, bei andern herrschte ein blendendes Smaragdgrün vor und die Schwänze und Flossen waren mit Gold gesprenkelt. Zuweilen zeigte sich vor den schmalen Eingängen der Korallengrotten ein mächtiger Raubfisch und lauerte, ob nicht einer der kleinern Fische seinen sichern Zufluchtsort verlasse.

Das erste Zeichen, daß man die Amerikaner bemerke, gab eine englische Flagge, die über einem Hause nahe an der Küste in die Höhe stieg. Dort wohnte Dr. Betelheim, ein vom Judenthum bekehrter Glaubensbote aus Pest, der sich in England verheirathet hatte und seit acht Jahren, von frommen englischen Seeoffizieren unterstützt, auf Groß-Liukiu wohnte, ohne bis jetzt einen einzigen Einwohner bekehrt zu haben. Nicht lange, so stellten sich neben seinem Flaggenstocke zwei Personen auf, um die fremden Schiffe zu beobachten, und aus der Stadt eilten viele Menschen, alle mit weißen Regenschirmen, an die Küste. Zwei Stunden später stieß ein Boot ab und ruderte zu der Flotte. Zwei Beamte stiegen an Bord des Flaggenschiffs und überreichten ein rothes Papier, das wol eine Elle lang war.

Beide waren Männer in mittlern Jahren und nach dem Schnitt ihrer olivenfarbigen Gesichtszüge zu urtheilen echte Japaner. Sie trugen einen weiten Ueberwurf vom feinsten Nesseltuch, hellgelbe Mützen von länglicher Form, blaue Schärpen um die Hüften und an den Füßen weiße Sandalen. Da sie augenscheinlich nicht die höchsten Beamten waren, so weigerte sich Commodore Perry, sie zu sehen. Am nächsten Tage kamen sie wieder und überbrachten Geschenke, einen Ochsen, mehrere Schweine, eine weiße Ziege, Eier, Geflügel und Gemüse. Auch dieses Mal wurden sie nicht empfangen und mußten ihre Geschenke wieder mitnehmen. Von Dr. Betelheim hörte Perry, daß der eine der beiden Japaner der erste Gemeinbeame von Napa gewesen sei. Der arme Glaubensbote hatte seit anderthalb Jahren kein europäisches Schiff gesehen und war außer sich vor Freude, daß er endlich einmal wieder mit gebildeten Männern verkehren konnte.

Das würdige Benehmen des Commodore trug seine Früchte, und gleich zu Anfang zeigte sich, daß man viel weiter kommen werde, wenn man sich nichts verbeuge, als wenn man den japanischen Dünkel ertrage. Da seine Unterbeamten angewiesen worden waren, kam der Regent der Liuksiu am 30. Mai in Person. Die Liuksiu bilden einen Lehnsstaat, der an Japan Tribut bezahlt, aber seinen eignen Fürsten hat. Der gegenwärtige Inhaber der höchsten Gewalt stand noch in unmündigem Alter, und sein Vormund, ein ehrwürdiger Greis, war es, der die Nordamerikaner besuchte. Acht Beamte und ein Duzend Diener bildeten sein Gefolge. Man empfing ihn mit drei Begrüßungsschüssen, und der Donner der Geschütze erschreckte mehrere der Japaner dergestalt, daß sie in die Knie sanken.

Einmal an Bord, bewahrten die Besucher die würdigste Haltung, obgleich man ihnen ansah, daß sie neugierig und etwas ängstlich seien. Als die Musik plötzlich zu spielen anfing, warf der Regent nicht einmal einen Blick nach der Seite, woher die rauschenden Töne kamen. Nur einmal, bei dem Anblick der mächtigen Dampfmaschine des Schiffs, verstand er sein Erstaunen nicht zu verbergen. Man führte ihn zum Commodore, der ihn in seiner Kajüte erwartete, wo nun eine anderthalbstündige Unterredung stattfand. Nach den ersten Worten wurde es klar, daß der Regent seine Gäste sobald wie irgend möglich los zu werden wünsche. Er erschrak, als Perry ihm einen Gegenbesuch ankündigte, und berieth lange mit seinen Begleitern, wie sich diese Ehre abweisen lasse. Der Commodore machte seinem Zaudern jedoch ein Ende, indem er erklärte, es sei sein fester Entschluß, am 6. Juni ihn in seinem Schlosse aufzusuchen, und er erwarte bestimmt, daß man ihn so empfangen werde, wie es seinem Range als Befehlshaber einer Flotte und als Gesandter einer mächtigen Regierung gebühre. Der Regent hatte ihn wenigstens verstanden, wenn er auch seine ausdrückliche Einwilligung nicht gab. Daß die Offiziere die Küste besuchen dürften, erlaubte er, ehe er das Schiff verließ.

Perry legte dieses Zugeständniß so aus, als beziehe es sich auf eine Erforschung der ganzen Insel. Noch an demselben Tage brach eine Gesellschaft von zwölf Personen, der Schiffsprediger Jonas, der Arzt Lynah, der amerikanische Schriftsteller Bayard Taylor, der deutsche Maler Heine, vier Matrosen und vier

chinesische Lastträger nach der Küste auf. Ihr nächstes Ziel war Schudy, die Hauptstadt der Insel, die von Napa etwa eine halbe Meile entfernt ist. Die Straße zwischen beiden Orten ist mit Sandsteinblöcken gepflastert und so glatt wie ein europäischer Kiesweg. Das Land zu beiden Seiten ist vortrefflich angebaut. In den Ebenen wächst Reis, die Hügel tragen auf künstlichen Terrassen Gärten und Kornfelder, durch die man kleine Wasserrinnen geleitet hat, die Flüsse sind mit dichten Bananenhecken eingefast. Oben auf den Hügeln breitet die Pimie der Liu-ku, die der Ceder des Libanons ähnlich ist, ihre Zweige wagerecht aus.

In Schudy traten die Amerikaner durch ein hohes hölzernes Thor ein, das zwei Inschriften in chinesischen Schriftzeichen trug. Die Straßen waren von Mauern eingefast, die eine cyklopische Bauart hatten. Mörtel hatte man bei ihnen nicht angewendet, aber die Steine sind so gut an einander gefügt, daß das Ganze in einiger Entfernung den Eindruck einer einzigen Masse macht. Hinter diesen Mauern liegen die Häuser, von dichtem Laubwerk halb versteckt. Das Hauptgebäude der Stadt ist das befestigte Schloß, ein massiver Bau auf einer beherrschenden Höhe, um die sich rings schattige Baumgänge ziehen.

Bis hierher hatten die Beamten der Insel ihre Gäste ohne Anstand begleitet. Als die Amerikaner aber keine Miene machten, zu ihren Schiffen zurückzukehren und vielmehr in entgegengesetzter Richtung weiter gingen, wurden die Japaner unruhig und besorgt. Sie gingen noch eine Strecke weit mit, bemerkten dann aber, daß es spät werde und der Weg zu den Schiffen ein weiter sei. Die Amerikaner antworteten ruhig, sie dächten nicht vor dem fünften oder sechsten Tage wieder am Bord zu sein, und die Japaner nahmen diese Bemerkung trotz ihrer Bestürzung ohne Widerspruch hin. Der Weg wandte sich jetzt gegen Osten und führte an dem etwa 600 Fuß hohen Berggrücken aufwärts, der den höchsten Kamm der Insel bildet. Das Steigen war ein um so mühsameres, als der gepflasterte Weg aufhörte und der Boden aus einem nassen Lehm bestand; doch oben bot sich eine reiche Aussicht über das Meer und einen Halbkreis von Hügeln, die ohne Ausnahme bis zum Gipfel angebaut waren. Auf der andern Seite der Bergreihe wurde am Ufer einer tief ins Land eindringenden Bucht übernachtet. Unser Bild zeigt die Amerikaner, wie sie eben ihr Zelt aufschlugen.

Von Nachtruhe war übrigens wenig die Rede, da die vielen Moskitos des Orts unerträglich zudringlich waren und Niemand bis zum Morgen mehr als höchstens eine halbe Stunde Schlaf gestatteten.

Die japanischen Wirthe oder Aufseher der Amerikaner hatten sich in ihr Schicksal ergeben. Ihr ganzes Streben richtete sich dahin, den Fremden jeden Verkehr mit den übrigen Einwohnern abzuschneiden. So oft die erstern einen Ort betraten, waren die Straßen verlassen und die Hausthüren mit Vorsetzern von Bambusrohr verschlossen. Selbst die Kaufbuden standen leer, und die Eigenthümer ließen ihre Waaren ohne Aufsicht, als daß sie sich einer Berührung mit den Fremden aussetzten. Wurde ein Einwohner einmal überrascht, so entfernte er sich unter tiefen Verbeugungen. Die Weiber und Kinder waren stets die Ersten, welche die Flucht ergriffen, und sie suchte man am sorgfältigsten versteckt zu halten. Die

Amerikaner bemerkten bald, daß in dem Benehmen ihrer Begleiter gegen sie ein System sei. Schlugen sie einen Weg ein, so liefen Boten voraus, um ihre Ankunft zu melden; änderten sie plötzlich ihre Richtung, so gingen sofort andere Aufpasser dem Zuge voraus; trennten sie sich, so blieben bei jeder Gruppe einige Beamte. Kurz man isolirte sie völlig, indem man sie mit Höflichkeiten überhäufte und ihren kleinsten Wünschen zuvorzukommen suchte.

Die Bergkette, welche als Scheidelinie durch Groß-Linriu läuft, fällt gegen



Lager der Amerikaner auf den Linriu-Inseln.

Osten steiler ab als gegen Westen. Indem die Amerikaner ihr folgten, gelangten sie in eine Gegend, die sowol durch ihre Landschaften als durch ihre Alterthümer ihre Theilnahme lebhaft erregte. Die Felsen waren hier kühner gebildet und von Wetter und Regen zum Theil zu seltsamen Formen ausgearbeitet worden. Unser Bild giebt die kühnste dieser Felsbildungen wieder.

Die Amerikaner nannten die höchste der Klippen, die der hervorragendste Punkt der ganzen Insel ist, den Bannerfelsen, weil sie auf der Spitze ihre Fahne aufpflanzten und sie mit einem Flintenfeuer begrüßten. Die Japaner, denen diese

Scene gewiß unverständlich war, sahen zu, ohne daß sie die geringste Unruhe verriethen.

Daß die jetzigen Bewohner auf diese von Fichten bewachsene und nur zum kleinsten Theil urbare Gegend wenig Gewicht legten, zeigte die ärmliche Bauart und Einrichtung der wenigen hier und da zerstreuten Wohnungen. In der Regel standen die Hütten zu zweien und dreien neben einander, und jede enthielt ein einziges, von Rauch geschwärztes und mit dem rohesten Hausrath ausgestattetes Zimmer. In zwei dieser Hütten war sechs Zoll über dem Boden ein Bambusgitter angebracht, auf dem die dicken Matten lagen, welche den Inselbewohnern zum Nachtlager dienen. Dagegen stieß man auf Zeichen, welche deutlich sagten, daß diese Gegend in sehr alten Zeiten eine zahlreiche Bevölkerung getragen haben müsse. An den Rändern ungeheurer viereckiger Felsmassen, zwischen denen tiefe Spalten klasten, waren Gräber in den Stein gehauen. Sie waren sorgfältig gemeißelt, enthielten ein ziemlich geräumiges Gemach und waren an der Seite, die dem Eingang gegenüber lag, mit einem in den Felsen gehauenen Sitz ausgestattet. Mit den jetzigen Gräbern, die ohne Ausnahme über der Erde liegen, haben sie keine Aehnlichkeit. Die Begleiter der Amerikaner wollten oder konnten von diesen Denkmälern einer uralten längst untergegangenen Bevölkerung weiter nichts sagen, als daß sie Gräber der Männer des Teufels seien.

Eine Stunde vom Bannerfelsen entfernt wurde die merkwürdigste Erinnerung an eine verschollene Zeit aufgefunden. Auf einem Vorsprunge, der von der Centralkette in die Ebene hinaustrat, lagen die Trümmer einer Festung. Auf vielen Stellen waren die Mauern so mit Weinranken und Gesträuch überzogen, daß sie sich vom Felsen kaum unterscheiden ließen, doch konnte man die äußere Linie der Befestigungen verfolgen. Sie lief im Allgemeinen von Nordost gegen Südwest und war theilweise wohlerhalten. Hin und wieder sprangen viereckige Bastionen vor, deren Vorderseite nicht nach außen, sondern nach innen gebogen war. Durch diese Umfassungsmauer führte ein gewölbtes Thor zu einer Terrasse, auf der ein steinernes Gebäude stand, in welchem die Amerikaner ein Grabmal erkennen wollten. Auf einer steinernen Treppe gelangten sie zu einem zweiten gewölbten Thor, an das sich eine Vorhalle anschloß, und betraten nun das Innere der Festung. An der Nordseite waren Stufen in den Felsen gehauen, die unter den Grundmauern in einer halb mit kaltem Wasser gefüllten Grotte endeten. Der Tag war ein drückend heißer, und die Amerikaner fanden diese Grotte, vor der sich ein undurchdringliches Laubdach wölbte, köstlich.

Alle Bauten dieser alten Festung waren in Kalkstein vorzüglich ausgeführt. Die Steinblöcke hatten häufig vier Fuß im Geviert und waren so sorgfältig behauen und aneinander gefügt, daß man die Fugen kaum wahrnahm. Die Thorbogen hatten eine eigenthümliche Bildung, denn sie waren doppelt. Der untere Bogen bestand aus zwei behauenen Steinen, die fast eine Kegellinie darstellten und in der Mitte auf einander trafen. Darüber wölbte sich der zweite Bogen, der in seiner Form an ägyptische Muster erinnerte und einen regelmäßigen Schlussstein hatte.

In den reichen Ebenen, zu denen die Amerikaner von dieser Festung hinabstiegen, trat das Zuckerrohr zum ersten Male auf, und der Bambus wuchs so kräftig, daß er eines der Dörfer mit seinen bogenförmigen Zweigen beinahe verhüllte. Auch in dieser fruchtbaren Gegend kehrten die Zeichen einer frühern Bildungs-



Der Bannerfelsen auf den Lufku = Inseln.

epoche wieder. Außer Felsengräbern, die man für ägyptische hätte halten können, sah man kurze Säulen, deren höchste vier Fuß maß. Ihre Form war unverkennbar die des Lingam (Phallus), jenes bekannten Symbols der zeugenden Kraft. Wie kommt diese ostindische Form nach den Lufku? Sollte Meylan's Mittheilung, daß 50 nach Christus brahmanische Glaubenslehren in Japan Eingang gefunden hätten, am Ende doch wahr sein, obgleich sie allgemein bezweifelt wird?

Weiterhin weideten auf einer Hochebene mehrere Rinder, die ersten, welche man sah. Pferde zeigten sich hier und da, schienen aber ziemlich selten zu sein. Die Gegend wurde wieder reich bewaldet, die Hügel nahmen runde Formen an und die Ebenen hatten Wellenlinien. In dem Dorfe, wo übernachtet wurde, verriethen die Einwohner solche Neugier, daß sie zu Hunderten, Kopf an Kopf gedrängt, über die Mauer des Hofes blickten, in welchem die Amerikaner ausruhten. Um so größere Vorsichtsmaßregeln trafen ihre Begleiter. Ringsum wurden Feuer angezündet, und der düstere Schein der Fackeln, der sich fortwährend hin und her bewegte, verrieth, daß Wachen umhergingen, um die Fremden zu isoliren. In der ganzen Nacht blieben immer fünfzig bis sechzig Japaner neben dem Feuer sitzen und wachten. Da es wenig Moskitos gab, so hatten die Reisenden diesmal eine bessere Nacht.

Am nächsten Morgen betrat man eine anmuthige Ebene, die ziemlich ausschließlich mit Bohnen und süßen Kartoffeln bestellt war. Die Dörfer versteckten sich so ganz hinter Bambusgehölz, daß die Wächter ihre gewöhnlichen Mittel, die Amerikaner von den Ortschaften fern zu halten, nicht für nöthig hielten. Blos ein Führer ging voraus, der sich beständig links hielt, so daß es klar wurde, er wähle einen nach Schudy führenden Weg. Die Amerikaner wollten aber weiter und namentlich kam ihnen Alles darauf an, die Bucht kennen zu lernen, die auf ihren Karten als Barrowsbai bezeichnet wurde. Nach einer kurzen Berathung schlugen sie einen Weg ein, der sie dorthin geleiten mußte. Die Eingebornen widersprachen lebhaft, doch als sie sahen, daß auf sie nicht geachtet werde, gaben sie nach und waren eben so willig und zuvorkommend wie vorher.

Hinter einem Hügel, dessen weicher Kalkstein zwei natürliche Grotten bildete, entfaltete sich eine Landschaft, die einen reizenden Wechsel von Nadelholz und Feldern darbot und sowol in ihren Zügen als in ihrem dunkeln Laubwerk mit Gegenden des südlichen Deutschlands viel Aehnlichkeit hatte. Unter den Sträuchern war einer mit kleinen weißen Blüten und mit weichen hellgrünen Blättern und ein anderer mit gelben Beeren von stark aromatischem Geschmack. Neben der Orange trat eine Pflaumenart auf und in den Gärten wurde auch ein 15 Fuß hoher Baum mit milchweißen Blüten, die einen Muskatgeruch hatten, gepflegt.

Barrowsbai war als ein guter Hafen geschildert worden. Sicherheit bietet sie jedenfalls dar, denn die Südwinde werden durch ein hohes Vorgebirge abgehalten, und vier Inseln, die vor dem Eingange liegen, wirken wie Wellenbrecher. Das Wasser scheint jedoch außerordentlich seicht zu sein, so daß größere Fahrzeuge nicht einlaufen können. Es ist zugleich so salzig, daß das Gesicht eines Amerikaners, der ein Bad genommen hatte, nach dem Abtrocknen mit weißen Salztheilchen bedeckt war. Die Gegend war arm und vermochte zum Nachtessen nichts als einige gesalzene Fische, süße Kartoffeln und Zwiebeln anzubieten. Ein Knabe, dem in Gegenwärt von andern einige chinesische Münzen angeboten wurden, schlug sie aus, nahm sie aber unter lauten Aeußerungen des Danks, als seine Gefährten sich entfernt hatten. Die Amerikaner sahen daraus, daß die Einwohner sich blos deshalb so zurückhaltend benahmen, weil es ihnen von ihren Behörden befohlen

wurde. Am Abend nahmen sie bei ihrem Führer ein Papier wahr, das er mit Notizen über die Reise beschrieben hatte. Er mußte viel Merkwürdiges bemerkt haben, da sein Bericht bereits eine Länge von mehreren Ellen hatte.

Der nächste Tag war der vierte, und man mußte an die Rückkehr denken. Es wurde beschloffen, quer durch die Insel zu gehen, um womöglich den Melville-Hafen zu erreichen. Die japanischen Begleiter schlugen eine östliche Richtung vor, aber gerade dies bestimmte die Nordamerikaner, sich westlich zu halten und einem Pfad zu folgen, der in die Wälder, welche auf dem westlichen Abhange der Insel vorherrschen, mitten hineinführte. Sie hatten ihre Wahl zu bereuen. Der Pfad, den sie gewählt hatten, war ein Holzweg und seit langer Zeit nicht betreten worden. Unten auf dem Boden war Unterholz üppig aufgeschossen und über diesem hatten große rothe haarige Spinnen von Baum zu Baum ihre Netze gezogen. Dabei stieg der Weg in gerader Linie die Höhen hinauf und herunter und war oft so steil, daß man die Hände zu Hilfe nehmen mußte. Die japanischen Lastträger benahmen sich bewundernswürdig. Die Chinesen, welche die Amerikaner begleiteten, hatten sich gleich am ersten Tage ermattet gestellt und waren von keinem Nutzen gewesen, aber die Japaner der Insel, lauter Burschen von zwölf bis sechzehn Jahren, schleppten ihre schwere Last unverdrossen die steilsten Berge hinauf und verriethen nie durch ein Wort oder einen Blick Unzufriedenheit. Merkwürdiger Weise schwigten sie nie und nicht einmal trank einer von ihnen während des ganzen Tagemarsches. Erst Abends löschten sie ihren Durst mit Thee, der das einzige Erfrischungsmittel der Insel ist. Kann man ihn einmal nicht haben, so trinkt man heißes Wasser, aber kaltes nie. Wahrscheinlich gift das letztere für ungesund.

Der Ort, wo diesmal nach einem mühseligen Marsche übernachtet wurde, war der lieblichste der ganzen Insel. An der Seite eines schroffen Vorgebirges klebte ein Dorf, von Pinien, Bananen und Sagopalmen ganz überwuchert. Hinter ihm öffnete sich ein reizendes Thal, hinter dem sich ein Fluß unter Pinien zwischen grünem Rasen hindurchwand. Das Ganze war eine landschaftliche Idylle, wie man sie selten sieht. Man glaubte einen englischen Garten mit tropischem Pflanzenwuchs vor sich zu haben, und dabei waren die Häuser so behäbig und so reinlich, daß der Eindruck noch vermehrt würde. Der Kungwa oder die öffentliche Herberge, die zur Aufnahme der Amerikaner bestimmt war, lag auf der Spitze des Vorgebirges, und sein rothes Ziegeldach glänzte weithin in der Sonne. Das Aufgangsbild dieses Abschnittes zeigt, wie einladend und gemüthlich man diese Gebäude auf den Liukiu in ihre grüne Umgebung hinzustellen versteht.

Ihre innere und äußere Einrichtung ist stets dieselbe. Auf drei Seiten zieht sich eine offene Halle (Veranda) um das einstöckige Gebäude, das aus einem Hauptzimmer und mehreren Nebengemächern besteht. Das Hauptzimmer ist mit den feinsten Matten belegt und mit dem Hausgeräth der bessern Privatwohnungen ausgestattet. In der Nähe steht ein Nebengebäude, das die Küche und das Zimmer für die Dienerschaft enthält. Ein größerer oder kleinerer Garten mit Sagopalmen und Blumen fehlt nie.

Der weitere Weg führte nach der Versicherung der Japaner an der Küste hin. Die Amerikaner saßten zum zweiten Male Argwohn, daß man ihren Blicken irgend etwas Merkwürdiges entziehen wolle, und wandten sich ins Innere. Sie geriethen in Sümpfe, auf die steile, dicht mit Gebüsch bewachsene Berge folgten, und mußten unter dem etwas boshaften Lachen ihrer Begleiter an den Strand zurückkehren. Als sie die Richtung, der sie hartnäckig den Vorzug gaben, noch einmal einschlugen, nahm sie ein Urwald auf, der sich meilenweit ausdehnte. Einige pittoreske Naturerscheinungen waren ihre Entschädigung. Die merkwürdigste war ein Felsenthor, in welchem ein Strom verschwand, um funfzig Schritt weiter wieder hervorzutreten. Allem Anschein nach hatte ein Erdbeben die Felsen des engen Flußthales erschüttert, und durch herabstürzende Blöcke war das Thor entstanden. In dieser Wildniß traf man mehrmals auf Spuren von wilden Schweinen, die in diesem Theil der Insel häufig sein sollen, ohne eines der Thiere selbst zu sehen.

Der weit größte Strom, auf den man bisher gestoßen war, wurde auf einer steinernen Brücke von drei Bogen überschritten. Die mächtigen Pfeiler hatten noch einen dreieckigen Ausbau, um sie gegen den Andrang der Wellen nach Regengüssen besser zu schützen. Die Abhänge des Thales fielen fast senkrecht ab und trugen trotzdem den üppigsten Pflanzenwuchs. Nach dem Meere zu erhoben sich mächtige Klippen über dem Flusse, in die wieder Felsengräber eingemeißelt waren. Die Anstrengungen dieses Tages waren so groß gewesen, daß die Amerikaner in der Nacht keine Wachen mehr ausstellten. Sie hätten dies überhaupt immer unterlassen können, da ihre Wirthe in dieser Beziehung mehr als zuviel thaten. In der Nacht hörten sie fortwährend, wie der Regen auf die Dächer des Kungkwa niederfiel. Die Japaner waren nicht minder ermüdet gewesen und schlugen am andern Morgen vor, einen Rasttag zu halten. Um den Amerikanern recht eindringlich zu machen, was ihrer harre, nahmen sie mehrmals die Stellung von Menschen an, die im Schlamm ausgleiten und niederfallen. Ihre Vorstellungen halfen jedoch nichts und sogleich fügten sie sich mit der besten Laune in den fremden Willen. Sie bereiteten sich zum Marsche, indem sie einen Uebervurf umlegten, der mit dem Schaffell der römischen Hirten Aehnlichkeit hatte. Der Weg war indessen nicht so schlimm, als man gefürchtet hatte, und nach einiger Zeit hörte der Regen auf. Das einzige Bemerkenswerthe, was man auf dem kurzen Wege zum Meere sah, waren zwei steinerne Brücken über Seearme, deren Wellenbrecher dem Meere zugetehrt waren.

Um zwei Uhr war man wieder im Hause des Dr. Betelheim, von dem man ausgegangen war. Man hatte im Ganzen 24 deutsche Meilen gemacht und etwas mehr als die Hälfte der Insel kennen gelernt. Die Gegend südlich von Napa und die nördlichen Gebiete zu beiden Seiten des Hafens Melville blieben einer spätern Erforschung vorbehalten. Dr. Betelheim theilte noch mit, daß die alte Festung, von der vorhin die Rede war, früher eine königliche Residenz gewesen sei. Auf den Liuksiu habe es früher sieben Königreiche gegeben, jedes mit einem Schloß.

Was die geologischen Verhältnisse betrifft, so waren sie einfacher Natur. Man fand Kalkstein, Thonschiefer und Granit von grauer Farbe, die zuweilen

fast ins Weiße überging. Der Kalkstein waltet vor und giebt der Landschaft häufig einen eigenthümlichen Charakter. Eine von ihm gebildete Felsenreihe zieht quer über die Insel und erhebt sich mit sonderbaren Formen zu hohen Spizen. Bald ist dieser Stein hart, bald hat er eine blasige Beschaffenheit und sieht genau wie Lava aus, mit der er in der That mehrmals verwechselt wurde. In dieser Form ist er so weich, daß er vom Wetter theilweise zerstört und von den Wellen unterwaschen wird. Am Meere findet man viele Korallenfragmente, die sich zu einem festen Stein vereinigt haben und in Tafelform, einen Fuß dick, auf der Erde liegen. Steinkohlen, nach denen eifrig gesucht wurde, fanden sich nicht.

Während der Abwesenheit der Reisegesellschaft waren die Japaner eifrig bemüht, Perry von seinem Entschluß eines Besuchs bei dem Regenten abzubringen. Sie fürchteten wahrscheinlich, daß man es in Japan übel vermerken werde, wenn sie mit Fremden in eine Art von diplomatischem Verkehr träten, und erfannen verschiedene Listen, diese Gefahr abzuwenden, die aber zu plump waren, um nicht durchschaut zu werden. Zuerst baten sie, daß die Zusammenkunft nicht in der Residenz, sondern in Napa stattfinden möge. Als Perry diesen Vorschlag mit kurzen Worten ablehnte, luden sie ihn zu einem großen Feste ein, das der erste Beamte von Napa einige Tage vor dem 6. Juni veranstaltete. Der Regent sollte wie zufällig erscheinen, und Perry würde nun, da er ihn am Lande gesehen hatte, auf einer förmlichen Audienz nicht haben bestehen können. Er errieth die Falle aber und nahm die Einladung nicht an. Die japanische Höflichkeit ließ es sich nicht nehmen, ihm die Speisen zu schicken, die man ihm vorsetzen wollte, und das Verdeck seines Schiffs wurde mit Geflügel, Fischen, Gemüsen und Früchten bedeckt. Als Alles mißlungen war, rief man seine Menschlichkeit an. Die Königin-Wittve, stellte man ihm vor, sei krank und zwar leide sie an den Folgen eines Schrecks, den sie gehabt habe, als ein englischer Seeoffizier gewaltsam in ihr Schloß gedrungen sei, um ein Schreiben von Lord Palmerston zu überreichen. Perry möge daher nicht darauf bestehen, das königliche Schloß zu betreten, sondern sich mit einem Besuche in der eignen Wohnung des Regenten begnügen. Wie leicht könne die Krankheit der Königin, wenn er in das Schloß eindringe, sich verschlimmern, ja selbst die Möglichkeit einer tragischen Wendung sei nicht ausgeschlossen! Perry glaubte von der ganzen Geschichte kein Wort und gab zur Antwort, wenn ein englischer Offizier vor ihm im Palast Aufnahme gefunden habe, so müsse er auf derselben Ehre bestehen. Sei die Königin-Wittve krank, so habe er ausgezeichnete Aerzte, die ihr gern ihre Dienste anbieten würden; habe der Schreck bloß ihre Nerven angegriffen, so werde das Schauspiel eines feierlichen Zugs und die Musik, die ihn begleite, zu ihrer Erheiterung beitragen.

Die Japaner hatten ihre Erfindungsgabe erschöpft und machten weiter keine Einwendungen. An dem Tage, den sie so fürchteten, war der Himmel anfangs bewölkt und es regnete zuweilen, aber bald trat die Sonne hell und glänzend hervor und verjagte alle Dünste. Perry hatte seine Vorbereitungen getroffen, den Japanern einen möglichst hohen Begriff von nordamerikanischer Macht und nordamerikanischem Glanz beizubringen. Als das Flaggenschiff um neun Uhr Morgens

das Signal gab, ruderten alle Boote zugleich in einer imposanten Linie zum Ufer und setzten in dem kleinen Dorfe Tumat, eine halbe Meile von Schudy, Geschütze, Matrosen und Marinejoldaten ans Land. Die letztern bildeten sogleich unter den Pinien der Landstraße eine regelmäßige Linie und erwarteten den Commadore. Als Alles geordnet war, bestieg Perry seine Barke und näherte sich, von vielen Hunderten von Zuschauern beobachtet, dem Lande. Nun bildete sich der Zug. Zwei Feldgeschütze, über denen amerikanische Banner wehten, fuhrten voran. Dann folgte die Musik des Flaggenschiffs mit einer Kompagnie Marinejoldaten. Die nächste Abtheilung des Zuges bestand aus Perry und seinem Gefolge. Der Commadore saß in einem Tragesessel, an dem europäische Augen gewiß viel auszufragen gehabt haben würden, da der Schiffszimmermann ihn gearbeitet hatte. Den Inselbewohnern imponirte er vielleicht, da er in großen Verhältnissen angelegt, mit Malereien und Vergoldung bedeckt war und rothe und blaue Teppiche weit von ihm herunter hingen. Acht chinesische Lastträger trugen die gewaltige Maschine, neben der ein in einen Bagen verwandelter Schiffszunge, ein chinesischer Aufwärter und Wachen gingen. Sechs andere Lastträger folgten mit den Geschenken für den Regenten, und an sie schlossen sich die Offiziere der Flotte, eine zweite Musikbande und noch eine Kompagnie Marinejoldaten an.

Die Eingebornen waren in Menge herbeigeströmt und füllten beide Seiten der Landstraße. Sie gehörten fast ohne Ausnahme zu der untersten Klasse und sahen ärmlich aus. Viele von ihnen gingen, abgesehen von einem um die Hüften geschlungenen Tuche, ganz nackt. Auffallend war es, daß man unter diesen Tausenden von Zuschauern nicht eine einzige Frau sah. Keiner verrieth Furcht und jeder war bestrebt, den hinter ihm Stehenden die Aussicht nicht zu verderben. Die vordersten Reihen knieten nieder, die auf sie folgenden standen gebückt da, und erst die letzten behielten ihre aufrechte Stellung, so daß Jeder sehen konnte. Die Neugierigsten verließen ihren Platz, sobald der Zug vorüber war, und liefen auf Nebenwegen voran, um den nie gesehenen Anblick noch einmal zu haben.

Auf dem Landungsplatze wurden die Amerikaner bloß von einem Beamten bewillkommt, demselben, der den Führer ihrer Reisegesellschaft gemacht hatte. Die vornehmen Würdenträger hatten sich am Thor von Schudy zum Empfang versammelt. Der Regent stand mit seinen drei Staatsrätthen an der Spitze und alle trugen ihre besten Kleider. Nach einer kurzen Begrüßung betrat man die Hauptstraße der Stadt. Der Regent begleitete den Commadore, sein Gefolge schloß sich an. Die niedrigere Dienerschaft trug entweder Sonnenschirme oder Schalen mit Erfrischungen. Die Hauptstraße war ganz leer von Menschen und man konnte so die übertriebene Reinlichkeit bemerken, die man bei dieser feierlichen Gelegenheit für nöthig gehalten hatte. Nicht genug, daß nirgends ein schmutziger Fleck zu sehen war, hatte man sogar den geringsten Staub sorgfältig entfernt. In einer Seitenstraße, die in den Hauptweg einmündete, war eine große Menschenmenge versammelt, und hier spielte der letzte Versuch, die Amerikaner nicht in das königliche Schloß, sondern in die Wohnung des Regenten zu führen. Sie war in der Nähe und der Commadore wurde eingeladen, dort ein Frühstück anzunehmen. Hätte er



Steiger, Japan.

Feierlicher Empfang des Commodore Perry am Thore von Eschsch.

zum Wie
Gedichte,
unter den
moderne
on vielen
der Jag
Dum
ten. Die
Der Com
abzuhege
en Juhl
legt, mit
weit von
Nachtig
widerste
für den
istende

Seiten
nisse und
Hütten
Lauten
und jeder
Die vor
erst die
Neugier
Neben

eamten
e. Die
verjam
tragen
pfitoge
sch an
mit Ge
te so die
heit für
in Leben
Seiten
verjam
nigliche
er Alde
Hütte er

eingewilligt, so würde er das königliche Schloß nicht betreten haben. Sein Dolmetscher befaß Takt genug, die Einladung nicht zu hören, und ging gerade auf das Schloß zu. Man hatte so fest auf das Gelingen dieser letzten List gerechnet, daß die Thore desselben verschlossen waren. Dadurch entstand ein Aufenthalt, denn man mußte erst öffnen lassen und Vorbereitungen zum Empfang treffen. Die Geschütze und die Marinesoldaten blieben vor dem Eingange zurück, und während der Commodore durch das erste Thor schritt, präsentirten die Soldaten die Gewehre, die Fahnen wurden gesenkt und die Musik spielte: Heil Columbia!

Das königliche Schloß liegt auf einer Höhe und man mußte zu einer zweiten Mauer und einem zweiten Thor emporsteigen. Das letztere führte zu dem Vorhofe des Palastes, um den sich Gebäude zogen, die von Dienern und ähnlichen Angehörigen des Hofstaats bewohnt zu sein schienen. Auf der östlichen Seite zeigte sich ein zweites Thor, das die Form einer chinesischen Ehrenthore hatte und aus zwei Bogen bestand. Durch den Bogen zur Rechten, der nur von vornehmen Personen betreten werden darf, wurde Perry geführt. Er hatte jetzt den Haupthof erreicht, der abwechselnd mit Kies und mit Ziegeln gepflastert und von einfachen hölzernen Gebäuden von einem Stockwerk Höhe umgeben war. Auf der nördlichen Seite lag der große Empfangssaal, alle übrigen Seiten waren mit Schirmen verstellt, hinter denen man die Königin und ihre Hofdamen vermutete.

Sowie man den Saal betreten hatte, wurde der Commodore zu einem Stuhl geführt, der auf der rechten Seite und am obern Ende des Gemachs stand. Die Offiziere nahmen in der Reihenfolge ihres Ranges neben ihm Platz. Der Regent setzte sich mit seinen Staatsrathen gegenüber und hinter ihm stellten sich seine Diener in einer doppelten Reihe auf. Die Dolmetscher standen zwischen dem Commodore und dem Regenten. Die Sitze glichen unsern Feldstühlen und waren aus dunklem Holz gearbeitet und mit Firniß überzogen. Den Amerikanern blieb vollauf Zeit, sich die Einrichtung des Saales anzusehen, die übrigens eine sehr einfache war. Den Hauptschmuck der Wände bildete eine große rothbemalte Tafel, auf der in chinesischen Schriftzeichen zu lesen war: Der erhabene Raum der dufenden Feste.

Man begrüßte sich und dann wurden Tische gebracht, auf die man Erfrischungen stellte. Man hatte den Besuch an diesem Orte nicht erwartet und so wurde nichts als schwacher Thee und zäher Pfefferkuchen herungereicht. Perry eröffnete die Unterredung, indem er den Regenten auf sein Schiff einlud und ihn bat, selbst zu bestimmen, ob er vor der nahen Abfahrt der Schiffe kommen, oder bis zu ihrer baldigen Rückkehr warten wolle. Der Regent überließ seinem Gast die Entscheidung, und dieser wählte nun den fernern Zeitpunkt, womit sein Wirth sehr zufrieden zu sein schien. Die nächste Ceremonie bestand darin, daß der Regent verschiedene große rothe Karten in die Hand nahm, die man auch in China bei feierlichen Gelegenheiten sieht, mit seinen drei Staatsrathen aufstand, einige Schritte vortrat und eine tiefe Verbeugung machte. Der Commodore gab diese Höflichkeit zurück und bot dann dem Regenten alle Gegenstände an, deren er etwa bedürfe, vorausgesetzt daß er sie auf seinen Schiffen habe. Die vier Würdenträger antwor-

teten damit, daß sie wieder aufstanden, einige Schritte vortraten und sich tief verbeugten. Damit war die Unterredung zu Ende, aber man saß sich noch eine ganze Stunde gegenüber. Aus dem Benehmen der Japaner ging deutlich hervor, daß sie verlegen und unruhig waren. Sie mochten die Folgen fürchten, welche dieser aufgedrungene Besuch der Amerikaner im königlichen Schloß für sie haben könne. Endlich erhob sich der Regent und lud zu einem Besuche in seiner eignen Wohnung ein. Jetzt war keine Veranlassung zur Weigerung mehr da, und so verließ man den langweiligen Empfangssaal.

Das Schloß des Regenten bestand aus einem Hauptgebäude mit einer offenen Halle und aus zwei Seitenflügeln, die sich ebenfalls gegen den Hof hin öffneten. Hier war der Empfangssaal mit schönen Matten belegt und auf vier Tischen zeigten sich die Vorbereitungen zu einem glänzenden Gastmahl. Man setzte sich sogleich zu den Tafeln, auf deren jeder ein irdenes Gefäß mit Saki stand, von vier eichelförmigen Schalen, vier chinesischen Bechern und vier Theetassen umgeben. Die meisten der Gerichte, mit denen man die Tische besetzt hatte, waren den Amerikanern unbekannt. Sie erkannten roth gefärbte gekochte Eier, gerollte und in Fett gekochte Fische, Stücke von gebackenen kalten Fischen, Schnitte von Schweinsleber, Kandiszucker, Gurken, Senf, gesalzene Rettige und geröstetes mageres Schweinefleisch. Zuerst wurde Thee herumgereicht, auf den Saki vom Geschmack des Franzbranntweins in ganz kleinen Tassen folgte. Die japanische Sitte schreibt vor, daß man Gästen vom höchsten Range zwölf Gänge vorsezt, und die Amerikaner mußten es daher als eine hohe Ehre ansehen, daß man sie dieser Zahl von Schüsseln würdig gehalten hatte. Die acht ersten Gänge waren verschiedene Suppen mit Wehlklößchen, und man benutzte dabei sowol Löffel als japanische Gabeln, d. h. kleine zugespitzte Bambusstäbchen, welche die Amerikaner anfänglich für Zahnstocher hielten. Bei den vier andern Gängen kam Pfefferkuchen, ein Salat von grünen jungen Bohnen und Zwiebeln, dunkelrothe Kloben, deren Inhalt ein zucker süßer Pflanzenstoff war, den ein zäher Teig überzog, und eine köstliche Mischung von geschlagenen Eiern und einer zarten weißen Wurzel von höchst aromatischem Geschmack. Auch die Gerichte, deren Bestandtheile den Amerikanern ein Räthsel blieben, waren schmackhaft zubereitet.

So gezwungen das Benehmen der Japaner im königlichen Schloß gewesen war, so frei und heiter war es jetzt. Ein Europäer hätte einen geringesehnenen Gast nicht freundlicher aufnehmen können. Bei jedem neuen Gange erhoben sich die vier Würdenträger und leerten ihre kleinen Satitassen auf das Wohl der Amerikaner. Sie machten dabei jedesmal die Nagelprobe unserer Studenten, indem sie ihr Trinkgeschirr auf einen Zug leerten und es dann umkehrten, um zu zeigen, daß nicht ein Tropfen mehr darin sei. Der Commodore ahnte dieses Beispiel nach und brachte alle die Gefundheiten aus, welche bei solchen Festen üblich sind. Eine besondere Freude machte es ihm, daß der Dolmetscher des Regenten, ein junger in Peking erzogener Eingeborner, der etwas englisch sprach, mit der nordamerikanischen Geschichte bekannt war und Washington als einen sehr großen Mandarin bezeichnete.

Als das Essen vorüber war, bildete sich der Zug wieder in der frühern Weise. Die Würdenträger gaben bis zum Thor der Stadt das Geleit. Draußen äußerte sich die Seemannsnatur, indem einige der jüngsten Offiziere vier Ponies in Beschlag nahmen und die Kleinen, aber äußerst lebhaften Thiere bestiegen. Die würdige Haltung des Zugs ging dadurch verloren, aber der Commodore ließ sie gewähren, und eine Störung entstand weiter nicht.

Perry hatte alle Ursache, mit diesen ersten Resultaten seiner Expedition zufrieden zu sein. Die Erfahrung hatte ihm jezt gezeigt, daß sein Verfahren das richtige sei. Er handelte consequent nach dem Plan, jeden Schritt, den er thun wollte, vorher nach allen Seiten hin zu überlegen und den Japanern, nachdem er mit seinen Erwägungen fertig geworden war, anzukündigen, was demnächst geschehen werde, sich dann aber durch keine List und keine Lüge von seinem Entschlusse abbringen zu lassen. Schon auf den Liukiu zeigte es sich, daß diese ruhige Festigkeit den Japanern Achtung abnöthigte. Ihr Benehmen gegen ihn wurde ein anderes, wenn sie auch hin und wieder noch Versuche machten, ihr altes System für den Verkehr mit Fremden auf ihn anzuwenden. So lehnten sie jede Bezahlung für die gelieferten Lebensmittel ab, allein Perry brauchte blos zu erklären, es sei nirgends Sitte amerikanischer Kriegsschiffe, sich Geschenke machen zu lassen, und sie nahmen sein Geld. Das war ein großer Sieg, da die Japaner seit Jahrhunderten zum ersten Male einen Fremden nicht als einen untergeordneten Bittenden, dessen Noth zu lindern Pflicht der Menschlichkeit sei, sondern als einen Gleichberechtigten betrachteten.

Während des Aufenthalts auf den Liukiu wurden die Mannschaften Tag für Tag im Schiffs- und Kriegsdienst geübt. Zweimal fand eine Musterung statt, bei der die Boote mit ihren Geschützen sich in Linie aufstellten und dann Bewegungen ausführten. Für die Einwohner hatte dieses Schauspiel ein großes Interesse. Wo ihre eignen Kriegsmittel sich befanden, wurden die Amerikaner nicht gewahr. Nie zeigten sich Soldaten, niemals ließ sich auch nur ein Gewehr sehen. Daß man auf den Inseln den Gebrauch der Feuerwaffen kannte, wußten die Amerikaner und sahen es auch daran, daß die Einwohner, wenn geschossen wurde, keine Theilnahme oder Neugier an den Tag legten. Nur das überraschte sie, daß beim Abfeuern eines Gewehres vom Zündloche kein Rauch aufstieg. Sie hatten mithin noch keine Percussionsgeschlöffer gesehen.

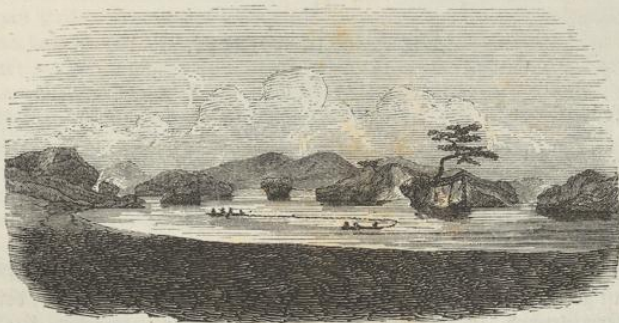
Commodore Perry beabsichtigte von den Liukiu aus die Bonin = Inseln zu besuchen. Er bestimmte für diese Fahrt zwei seiner Schiffe, „Susquehanna“ und „Saratoga“, und ließ den übrigen Theil des Geschwaders zurück. Kapitän Lee, auf den als nächsten Offizier der Oberbefehl überging, erhielt die Weisung, den Verkehr mit den Einwohnern in der alten freundlichen Weise fortzusetzen und seinen Leuten nicht die geringste Unordnung zu gestatten. Am Ufer wurde ein Zelt errichtet, in dem einer der Seekadetten regelmäßige Beobachtungen der Ebbe und Flut anstellte. Das Resultat war, daß der Unterschied zwischen dem höchsten und niedrigsten Wasserstande etwa sechs Fuß betrug.

Bei der Abfahrt umsegelte Perry den südlichen Theil der Küste, der bergig

und pittoresk ist, jedoch hinsichtlich der Fruchtbarkeit und des Anbaus den Gegenden im Osten und Westen nachsteht. Am Nachmittag (9. Juni) verlor man die Liuksiu aus dem Gesicht und kam nun bald in das Gebiet des Südwestmonsuns, der den gegen Nordosten segelnden Schiffen kräftig vorwärts half, obgleich eine starke, von Osten kommende Meerströmung die Schnelligkeit der Bewegung verminderte.

Die Einförmigkeit der Fahrt wurde durch ein trauriges Ereigniß, einen Todesfall an Bord, unterbrochen. Mit dem Dolmetscher Williams hatte sich in China ein alter Chinese eingeschifft, der als ehemaliger Sprachlehrer von Nutzen sein konnte. Unglücklicher Weise war dieser Mann der Gewohnheit des Opiumrauchens im höchsten Grade ergeben und hatte durch sie Kraft und Gesundheit eingebüßt. Jetzt erfaßte ihn die Seekrankheit und zerstörte seinen entnervten Körper in wenigen Tagen. Der Säuferswahnsinn, der die Branntweintrinker für ihre Unmäßigkeit bestraft, ist schon schrecklich genug, doch das Ende dieses Opiumrauchers war noch weit graufiger. Der Todeskampf dauerte eine Woche und war von halbem Wahnsinn begleitet. Das Fleisch der Wangen verschwand, das Gesicht nahm eine bleichgelbe Farbe an, jedes Glied war in einer beständigen Bewegung, die verglasten Augen starrten wild umher. Die übrigen Chinesen, die an Bord waren, bewiesen nicht die geringste Theilnahme für ihren sterbenden Landsmann. Keiner besuchte ihn, und als man zwei von ihnen zwang, bei ihm zu wachen, kauerten sie in einer Ecke des Zimmers nieder und bekümmerten sich nicht um ihn.

Die See war glatt, die Luft kühl und erfrischend. Vom Monsun getrieben, legten die Schiffe ihren Weg schnell zurück und sahen bereits am Morgen des 14. Juni die steilen und hohen Klüften der drei größten Bonin-Inseln, Peel, Buckland und Stapleton, aus den Wellen steigen. Auf dem offenen Meere segelten von entgegengesetzten Seiten zwei große Schiffe heran, jedenfalls Walfischfänger. Dann stießen Lootsenboote von der Peel-Insel ab, auf die Perry zusteuerte, und führten die Amerikaner in einen sichern Hafen.



Aussicht der Liuksiu-Inseln.